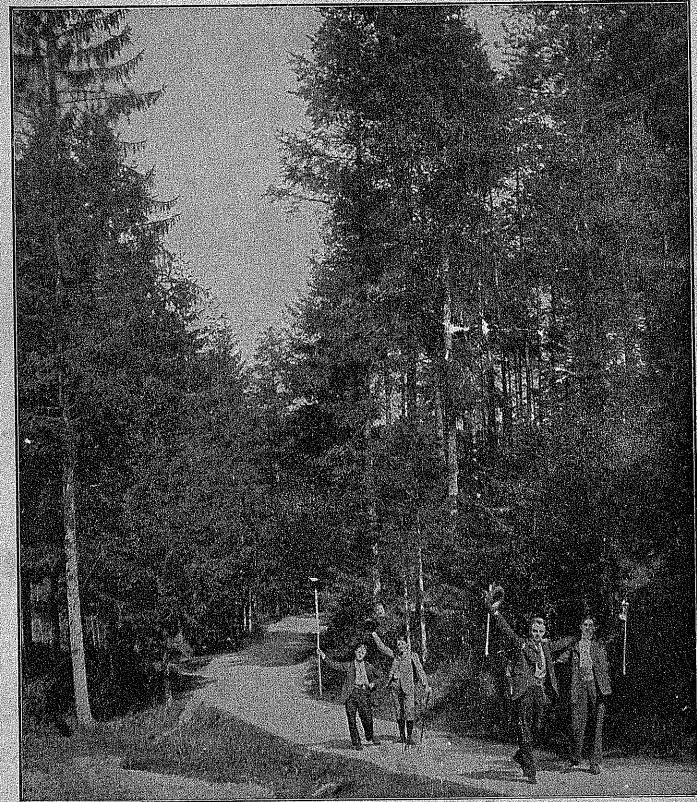


S. Raydt

Fröhlich Wandern



O Wandern, o Wandern, du freie Burichenluft

Verlag von B. G. Teubner in Leipzig und Berlin

H. Engelke

Fröhlich Wandern

Von

Geh. Hofrat Professor H. Randt

Geschäftsführer des Zentralausschusses für Volks- und Jugendspiele
in Deutschland

„Ihr glücklichen Augen,
Was je ihr gesehn,
Es sei wie es wolle,
Es war doch so schön!“
Goethe, Faust, II. Teil.

Zweite, erweiterte Auflage



Druck und Verlag von B. G. Teubner in Leipzig und Berlin 1913

Dem Jungen Deutschland und dessen
hochverdientem Förderer

Herrn Generalfeldmarschall
Freiherrn von der Goltz

gewidmet

Alle Rechte, einschließlich des Übersetzungsrechts, vorbehalten.



Wandervogel.

Den Reiz fröhlichen Wanderns habe ich oft in meinem Leben in tiefster Seele dankbar empfunden. Besonders erinnere ich mich eines kleinen Erlebnisses in den Sommerferien vor einigen Jahren. Es war an einem sonnigen Nachmittage oben auf dem Sedajapaß in den Dolomiten. Die glühend heiße österreichisch-italienische Sonne hatte mich beim Aufstiege, da ich schon in der Morgenfrühe um 4 Uhr aufgebrochen war, stark ermattet. Da hörte ich von frischen, fröhlichen Frauenstimmen hinter mir erklingen:

„Wem Gott will rechte Gunst erweisen,
den schickt er in die weite Welt;
dem will er seine Wunder weisen
in Berg und Tal und Strom und Feld.“

Wie klang das fröhlich und erfrischend! Die Müdigkeit war vor dem Frohsinn entflohen, der schwere Rucksack drückte nicht mehr und mit neu belebtem Schritt ging es weiter in Gottes schöne Wunderwelt hinein. Ähnlich ist es mir oft ergangen. Die Freudigkeit des Herzens überwindet alles.

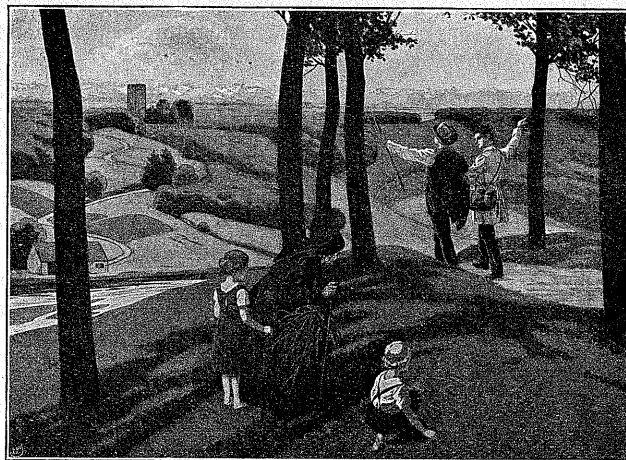
Wie sich nachher herausstellte, waren es zwei Berliner Lehrerinnen, die das prächtige Eichendorffsche Wanderlied so fröhlich in die Alpenwelt hineinjubelten. Und wie wir dann später, Männlein und Fräulein, die der Mehrzahl nach am andern Morgen den Marmolatagletscher besuchen wollten, in der Bamberger Hütte frohgemut beieinander saßen, da wurde mir es wieder einmal so recht klar, wie viel Erfrischendes für Körper, Geist und Gemüt, wieviel Poesie und reine Freude im fröhlichen Wandern enthalten ist.

Keine Menschenart, meine ich, kann ihrer Gemütsanlage nach die Lust des fröhlichen Wanderns so innig empfinden wie wir Deutschen. Durch die ganze Entwicklungsgeschichte unsers Volkes hindurch begegnen wir dem freudigen Wandertriebe als einem unsrer glücklichsten und liebenswürdigsten Charakterzüge. Wir haben ja, das wollen wir uns nicht verhehlen, auch einige unliebenswürdige Eigenschaften, und wenn jemand behaupten wollte, daß wir Deutschen ein sehr beliebtes Volk auf unserm Erdball seien, wie es wohl in früheren Jahrhunderten der Fall war, als man uns rühmend das Volk der Dichter und Denker nannte, so würde ihm das so leicht niemand glauben. Daß man uns unsre neue Machtfstellung, unsre glorreiche Armee zu Wasser und zu Lande und die riesenhafte Entwicklung, die unser Handel und Gewerbe unter der schwarz-weiß-roten Flagge im neuen Deutschen Reiche durch unsre eigene Kraft genommen haben, vielfach nicht recht gönnen will, das meine ich nicht. Auch der einzelne Deutsche ist bei den fremden Völkern nicht so beliebt, wie man wohl wünschen möchte.

Daß das so ganz unberechtigt ist, wird man, wenn man sich selber gegenüber offen sein will, nicht sagen dürfen. Wir sind, um mit mir selber und meinem Stande zu beginnen, leicht schulmeisterlich-verknöchert, etwas überflug und werden dadurch langweilig; unsre Verwaltungsbeamten sind vielfach bürokratisch und ungefällig, manche sogenannten höheren Kreise sind oft lächerlich eingebildet auf ererbte Namen oder Titel und Orden. Dazu sind wir alle zusammen oft noch kleinlich, rechthaberisch, partikularistisch und parteisüchtig trotz unsers herrlichen, großen geeinten Vaterlandes und machen uns andern kräftiger national fühlenden Völkern gegenüber dadurch lächerlich (querelles allemandes) oder gar verächtlich. Außerdem sind wir gelegentlich etwas bierselig und radaulustig, neigen zu Verstößen gegen die gute Form und was dergleichen abstoßende Dinge mehr sein mögen.

Aber beim Wandern, da streifen wir unsre unliebenswürdigen Eigenschaften ab, da sind wir mit freudigem Gemüte ähnlich wie die fahrenden Studenten, Sänger und wandernden Handwerksburschen früherer Zeiten wieder harmlose, offenherzige Leute, die dem lieben Gott alles sorglos anheimstellen und frisch und froh mit Emanuel Geibel aus freier, dankbarer Seele, wie unser Titelbild so schön andeutet, in die Welt hinein singen:

„O Wandern, o Wandern, du freie Burschenlust!
Da wehet Gottes Odem so frisch in der Brust,
da singet und jauchzet das Herz zum Himmelszelt:
Wie bist du doch so schön, o du weite, weite Welt!“



„Wem Gott will rechte Günst erweisen.“
Steinzeichnung von E. Liebermann.]

In dem fröhlichen Wandern liegt das Heilmittel gegen Unliebenswürdigkeit und andre schlechte Eigenschaften. Das freudige Wandern macht uns gesund, frisch und gut.

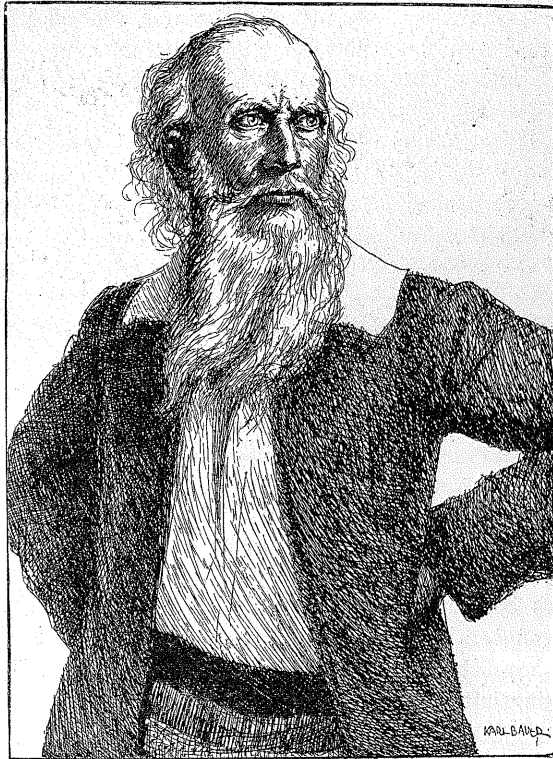
Möge es doch uns allen, freundliche Leserinnen und liebe Leser, noch oftmals, wenn der Mai gekommen ist und die Bäume ausschlagen, vergönnt sein, das Loblied des allmächtigen Baumeisters aller Welten in die blaue Frühlingsluft hineinzujubeln!

„Die Bächlein von den Bergen springen,
die Lerchen schwirren hoch vor Lust,
was sollt' ich nicht mit ihnen singen
aus voller Keh! und frischer Brust!“

(Joseph von Eichendorff.)

Möchte das frische, fröhliche Wandern als die beste Erholung von geistiger und geschäftlicher Arbeit uns allen das Leben hindurch zur lieben Gewohnheit und im ganzen Deutschen Reiche zur allgemeinen Volkssitte werden. Dann würde manches besser gehen beim germanischen Stamme, dem Allvater Wodan, der unermüdlche Wanderer über das Erden-

rund, den Trieb zum Wandern als eine glückliche Gabe mit auf den Wanderweg des Lebens gegeben hat. Statt so vielen Zankes und Streites, statt Unzufriedenheit und Mißmut würden dann gottgefegneter Frohsinn, Dank-



F. L. Jahn.

Federzeichnung von K. Bauer.

barkeit für das, was wir besitzen, Zufriedenheit, Zuversicht und Idealismus, Eigenschaften, die eigentlich tief in unserm Charakter begründet sind und dem Deutschen so wohl anstehen, bei jung und alt, arm und reich, in allen Ständen zum Segen unsers Vaterlandes und Volkes wieder aufblühen.

Unser Turnvater Friedrich Ludwig Jahn, das Urbild eines stark empfindenden deutschen Mannes, nennt die Wanderfahrt „die Bienenfahrt

nach dem Honigtau des Lebens“ und sagt in seinem Deutschen Volkstum (Abschnitt X. Vaterländische Wanderungen): „Uralt ist des Deutschen Reisetrieb; wahrscheinlich hat ihn der aus dem Morgenlande herausgeführt, an seinen sechs Strömen angesiedelt und ihn über die Alpen schauen lassen auf die Herrlichkeit Roms. Die Züge der Cimbern, Ariovists Reden und Hengists Erklärung im Beda schließen wunderbar zusammen. Noch jetzt bekunden viele Sprichwörter des Reisetriebes Deutsches.“ Und an einer andern Stelle sagt er: „Was ich nicht erlernt habe, habe ich erwandert. Vaterländische Wanderungen sind notwendig, denn sie erweitern des Menschen Blick, ohne ihn dem Vaterlande zu entführen. Kennen lernen muß sich das Volk, sonst stirbt es sich ab. Wandern, Zusammenwandern erweckt schlummernde Tugenden, Mitgefühl, Teilnahme, Gemeingeist und Menschenliebe. Nichts gibt solchen reinen Nachgeschmack und bleibenden Nachgenuß als die vaterländische Wanderschaft. Da wird alles zum Wonnegesühl, da ist alles im Einklang.“ Jahn war bekanntlich selbst ein tüchtiger Wanderer, und er erweckte in der Zeit der tiefsten nationalen Erniedrigung, als das deutsche Volk in der größten Gefahr stand, sich selber und sein Deutschtum zu verlieren, die Wanderfahrt als „Turnfahrt“ zu neuem Leben, „damit wir in unserm Vaterlande uns selber wiedersänden und wohl fühlten“. Er nennt die Turnfahrten „des Turnens Blüte und Frucht“ und erkennt in ihnen eine „unmittelbare Vorbereitung auf den Kriegsdienst“.



Wandervogel.

In derselben Zeit wie Jahn pries auch unser großer weltweiser Dichter und Wandersmann Goethe, über dessen Wanderungen später noch berichtet werden soll, die Wanderfahrt mannigfach in Lied und Wort, freilich von ganz andern Gesichtspunkten aus, wie er ja überhaupt in deutsch völkischem Fühlen und in manchen sonstigen Dingen ein Gegenstück unsers Turnvaters war. Viele seiner Wanderworte sind aber ebenfalls tief deutsch empfunden:

„Bleibe nicht am Boden hesten,
frisch gewagt und frisch hin-
aus!
Kopf und Arm mit heitern Kräften,
überall sind sie zu Haus.

Wo wir uns der Sonne freuen,
sind wir jeder Sorge los;
daß wir uns in ihr zerstreuen,
darum ist die Welt so groß.“

Dies „frisch gewagt und frisch hinaus“, das ist germanischer Sinn von der Völkerwanderung an bis in die neueste Zeit.

Das ist auch kennzeichnend für manche eigenartige deutsche Erscheinungen. Ich nenne da das Wandern der Handwerksburschen mit all seinem landstreicherischen Zauber, seinem derben Humor und seinen seelenvollen, tiefempfundenen Liedern. Nach der Lehrzeit frisch das Ränzlel geschmürt, ohne Geld und ohne Sorgen mit der Morgensonne hinaus auf die Landstraße, ohne viel Gepäck:

„Junge, wanderst du durchs Land,
mach' es nicht wie die Philister,
die mit Trödel allerhand
sich beschweren den Tornister.
Was doch nützen dir die Lumpen!
Weite Stiefel, einen Humpen,
frisches Herz und frische Kehle,
die vergiß nicht, liebe Seele!

Sind die Stiefel fest und weit,
wirft du gehen und nicht hinken;
ist der Humpen gut und breit,
kann man schon sein Pensum trinken.
Durch die reine frische Kehle
strömt das Lied aus voller Seele,
doch das alles ist entbehrlich,
Bleibt dein Herz nur frisch
und ehrlich!“

wie Robert Reinick so hübsch lehrt, und dann wandern durch das ganze heilige römische Reich, weit hinein ins Welschland nach

„Bogen im Ellischland,
Inspruck im Tyrolerland,
seh mich auf das Meer,
fahre hin und her,
nach Holland hinein,

Dresden in Sachsen,
wo die schönen Mädchen auf den Bäumen wachsen,
hätt ich dran gedacht,
hätt ich eine mitgebracht
für den Altgesellen auf der Post.“

wie es in einem alten Handwerksburschenliede heißt, überall etwas lernen, wo es etwas zu lernen gibt, dabei stets frohgemut und harmlos und immer und überall dem lieben Gott vertrauen:

„Den lieben Gott laß ich nur walten,
der Bächlein, Lerchen, Wald und Feld,
und Erd und Himmel will erhalten,
hat auch mein Sach' aufs Best bestellt!“

wie es in einem Eichendorffschen Liede heißt: alles das kennt in dieser heiteren, gutmütigen, innigen, minnigen und sinnigen Art kein anderes Volk wie das deutsche.

Und wie die Wanderburschen, so sind auch die wandernden Säger und fahrenden Schüler der älteren Zeiten eine deutsche Eigenart. Der „Deutsche Spielmann“ sagt in dem Leitwort zu Heft 2¹⁾, „Wanderer“,

1) Eine sehr empfehlenswerte Sammlung deutscher Dichtungen für Jugend und Volk ist „Der deutsche Spielmann“, München, Georg D. M. Callwey, Band 1 Mark.

„Es ist bei deutschen Sängern Brauch,
zu wandern, wenn die Lust sie zwingt.
Daß ihres Liedes warmer Hauch
auch andern durch die Seele dringt.
Das Beispiel gab die Sängervelt,
die hoch in Lüften kam und schwand,
die sich ein lustig Sommerzelt
geschlagen auf im deutschen Land.

Mit ihnen zog einst hoch zu Roß
manch edelstolzer Rittersmann
und sang ein Lied im Herrenschloß,
das ihm der Lauscher Herz gewann.
Und als sie selber wandern ging,
die Kunst von Burg zu Bürgerhaus,
da flog, ein bunter Schmetterling,
der Spielmann in die Welt hinaus.“

Und dann die fahrenden deutschen Schüler!

Wer kennt nicht das prächtige Eichendorffsche Lied von den Prager Studenten:

„Nach Süden nun sich lenken
die Vöglein allzumal,
viel Wanderer lustig schwanken
die hüt im Morgenstrahl,
das sind die Herrn Studenten,
zum Tor hinaus es geht,

auf ihren Instrumenten
sie blasen zum Valet:
Ade in die Läng' und Breite,
o Prag, wir ziehn in die Weite;
et habeat bonam pacem,
qui sedet post fornacem!“

Das sorgenlose Umherziehen in der Welt entspricht ja so ganz dem fröhlichen studentischen Treiben auf den deutschen Hochschulen. Dieses freie akademische Leben kennt ebenfalls kein anderes Volk. Mit den geringsten Geldmitteln versehen und doch immer heiteren Sinnes ist der deutsche Student eine der beliebtesten Charakterfiguren unsrer Geschichte seit mehr als 500 Jahren. Im achtzehnten Jahrhundert war das Wandern der Studenten durch die gelehrte Richtung jener Zeit und andre Umstände etwas eingeschlafen. Dann kam unter Jahns Einfluß das studentische Wandern unmittelbar vor und nach den Freiheitskriegen wieder mächtig in Schwung. Es läßt sich ja nicht leugnen, daß in der burschenschaftlichen Bewegung jener Zeiten manches übertrieben und daß das zur Schau getragene Deutschvölkische der im Vaterlande umher-



Wandervogel.

wandernden Studenten mindestens etwas eigentümlich war. Aber der Anblick dieser rauhen, hiderben deutschen Burschen mit dem eng anschließenden Rock und dem etwas verwilderten Haupthaar muß dem Vaterlandsfreunde



A. T. V.²⁾ Berlin. Am Rathaus zu Brandenburg.

„Bin ein fahrender Gesell,
kenne keine Sorgen;
labt mich heut der Felsenquell,
tut es Rheinwein morgen.
Bin ein Ritter lobesam,

2) Akademischer Turnverein.

reißt auf Schusters Rappen,
führ den Iockern Zeißighahn
und den Spruch im Wappen:
Lustig Blut und froher Sinn
fort ist fort, hin ist hin.“

(Rudolf Baumbach.)

doch lieber gewesen sein als der Wagenbummel der patenten, wohlfrierten Studentlein, wie man sie in unsern Hochschulstädten heutzutage oft zu sehen bekommt. Aber Gottlob! Auch in studentischen Kreisen ist jetzt ein großer Umschwung und eine Rückkehr zur Natur und Einfachheit eingetreten. In erster Linie die akademischen Wandervögel! Dann haben sich die turnerischen akademischen Verbindungen und manche andern studentischen Vereinigungen des fröhlichen Wanderns angenommen und nähern sich darin etwas der harmlosen Einfachheit früherer Zeiten. Auch das Einzelwandern der Studenten hat wieder zugenommen.

Bei den „Wandervögeln“ und den deutschen „Schüler- und Studentenherbergen“ soll von dieser erfreulichen Erscheinung noch weiter die Rede sein.

Echt deutsch ist auch die enge Verknüpfung der Wanderfahrten mit Lied und Gesang. Viele unserer schönsten Volkslieder hängen mit dem Wandern zusammen, und wir finden gerade unter den Wanderliedern die herrlichsten Schätze für Herz und Gemüt. Von dem lustigen

„Muß i denn, muß i denn zum Städtle hinaus
und du mein Schatz bleibst hier“,

das ja auch heute noch zum Abschied gespielt wird, wenn ein Schiff den heimatlichen Strand verläßt, bis zu den tiefsten Schmerztönen vieler Wanderlieder liegen die innigsten Empfindungen der Seele:

„Morgen muß ich fort von hier
und muß Abschied nehmen.
O du aller schönste Zier,
Scheiden, das bringt Gramen!
Da ich dich so treu geliebt
über alle Maßen,
soll ich dich verlassen.

Küßet dir ein Lüftelein
Wangen oder Hände,
denke, daß es Seufzer sei'n,
die ich zu dir sende.
Tausend schied' ich täglich aus
die da wehen um dein Haus,
weil ich dein gedente.“

(Volkslied. Aus des Knaben Wunderhorn.)

Das Wanderlied ist rein deutsch von den ältesten Zeiten bis auf die heutigen. Welches andere Volk hätte wohl solchen Reichtum an Herzlichkeit und Gemüt! Ganze Bände könnte man mit den prächtigen deutschen Wanderliedern füllen. Möge Gott diesen Sangesinn unserm Volk erhalten und mehren!³⁾

Wenn das fröhliche Wandern wieder mehr zur Volkssitte bei uns wird, dann wird auch trotz allen materiellen Treibens der Jetztzeit der poetische Sinn, der unser ganzes Volk in seinem Innersten durchdringt, aus der Schlacke, mit der ihn unser hastiges Leben bedeckt



An der Wegteilung.

3) Vergleiche Vorrede zu Wagner's Tröstensamkeit in Liedern. Frankfurt a. M., Verlag von Henner und Zimmer, 1867.



Wandervögel.

das Land durchreist haben, bevor unsre Schienen ihr eisernes Netz ausspannten, sprich ihnen vom Wandern und Reisen und dann schau ihnen in die guten, klugen, alten Augen und frage: „Alterchen, was fühlst du?“ und er wird dir antworten: „Mir ist es, als wanderte ich durch liebliche Täler; als hörte ich den hellen Klang des Posthorns schmettern durch den taufrischen Morgen, als schaute die Nacht mit tausend hellen Sternenaugen durch das Fenster der alten Postkutsche, die einsam dahinfährt auf der schweigenden Landstraße, durch Felder und Wälder, durch Dörfer und Flecken. Ja ja — wer damals reiste — damals: neben dem saß Frau Poesie in der Postkutsche, dem Wanderer aber eilte sie voraus und empfing ihn am Mürmelbach im Schattental oder in dem lauschigen Hochwald und lachte ihn an mit den sonnigen, blauen Himmelsaugen. Das war damals — ja damals!“ Und heut’? Heut’ sausen wir im Schnellzug durch die Welt: das stößt und zittert, das stampft und dampft! An den klirrenden Fenstern jagen die Telegraphenstangen vorbei — die Drähte steigen und sinken — und dahinter die Landschaft, „kaum gegrüßt — gemieden!“ Donnernd geht es über die Brücke des lieblichen Tales — brausend und schallend durchfahren wir im Tunnel die

4) Illustrierte Zeitschrift zur Förderung des Reiseverkehrs, Berlin W 9, Linienstraße 12.

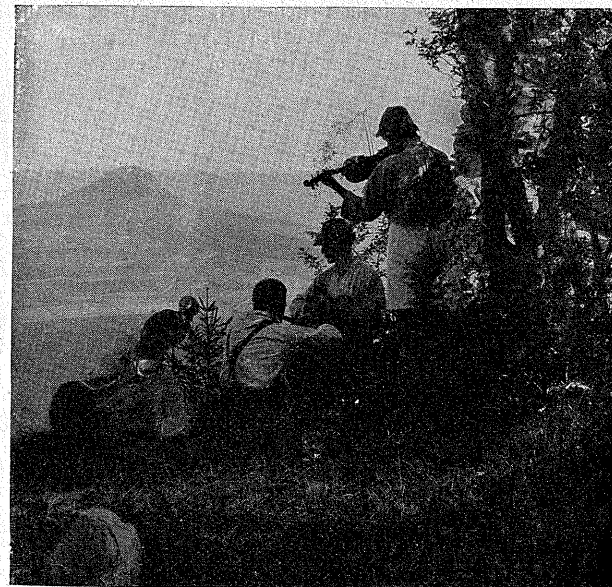
hat, wieder mehr hervorblühen. Denn er schlummert nur, er ist nicht erstickt. Er will nur wieder geweckt sein.

In der Nummer 1 vom 1. Januar 1912 der sehr empfehlenswerten Zeitschrift „Der Tourist“⁴⁾ findet sich ein Aufsatz von Otto v. d. Mühlbe, der meine Gedanken hierüber besser ausdrückt, als ich es selber vermöchte.

Er möge deshalb hier Platz finden.

Poesie beim Wandern.

„In unsrer Zeit der Dampfschiffe und Eisenbahnen, der Automobile und Räder, der Fabriken und Reklameschilder scheint die Poesie vom Wandern abgetreift zu sein, wie der Schillerstaub von den Flügeln eines Schmetterlings, der in die Hand des ungeschickten Menschen geratet. Wandern und Reisen! Wieviel Poesie rufen diese Worte noch zur Zeit unserer Großväter in jedem Herzen wach! Sehe dich zu einem jener alten Leutchen, die noch

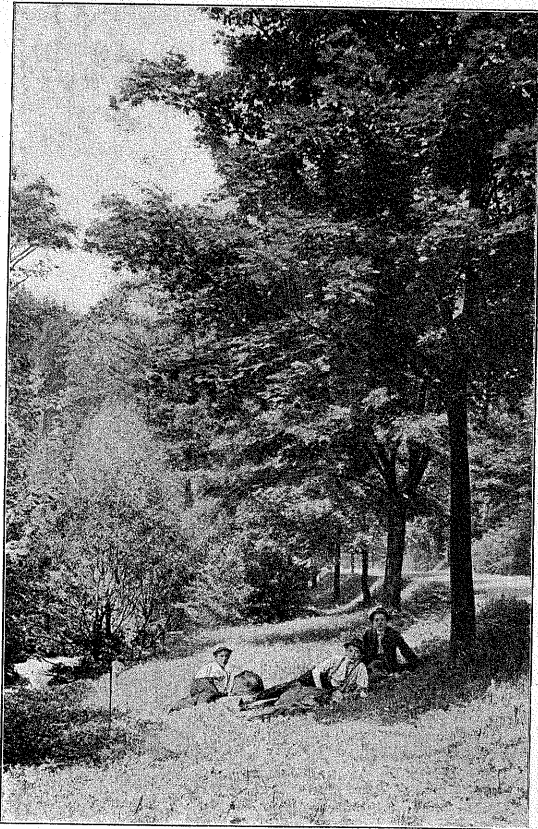


Im Hegau. Aus dem Wandervogelleben.

herrlichsten Berge — weiter, nur weiter — schneller — schneller! In dem Tempo des heutigen Lebens.

Und doch mußt du nicht denken, lieber Leser, Frau Poesie habe unser Land verlassen, sei vor dem Qualm der Schornsteine, vor dem Lärmen der Eisenbahnen auf einen andern Stern geflohen. Etwas zurückgezogen von der großen Straße hat sie sich allerdings: sie ist keine Freundin der lauten Masse; auch so entgegenkommend wie früher ist sie vielleicht nicht mehr, mag sein, sie hat zuviel trübe Erfahrungen mit den Menschen gemacht; aber wer sie liebt, wer sie sucht und zwar recht sucht, von dem läßt sie sich auch heute noch finden, dem tritt sie unvermutet entgegen, und ihm zuliebe trotz sie sogar dem Rauch und dem Lärm. Ihm macht sie das Wandern und Reisen aus einer Last zu einer Lust, ihn durchglüht, bezaubert und belehrt sie, so daß er bei der Rückkehr nicht nur die Namen der Städte und Flüsse, die Höhenzahlen der Berge mitbringt, nein, daß er im Innern etwas erlebt und begriffen hat, daß er den Sinn einer Gegend, einer Landschaft erkannte. Denn jede Gegend hat dir etwas zu sagen, hat eine Melodie zu wehen in deinem Herzen, das mittönen soll in süßer Harmonie. Gehst du hinaus in die Natur, betrittst du ein fremdes Tal, ersteigst du einen unbekannt

Berg, so lausche — lausche auf die Töne der Gegend — gib dich hin der süßen Harmonie, die, je höher du dich beim Besteigen eines Berges heraushebst über dem Land, um so voller ertönt, bis sie droben auf dem Gipfel dich brausend umfängt und dein Inneres erfüllt. Dies also sei das erste beim Wandern und

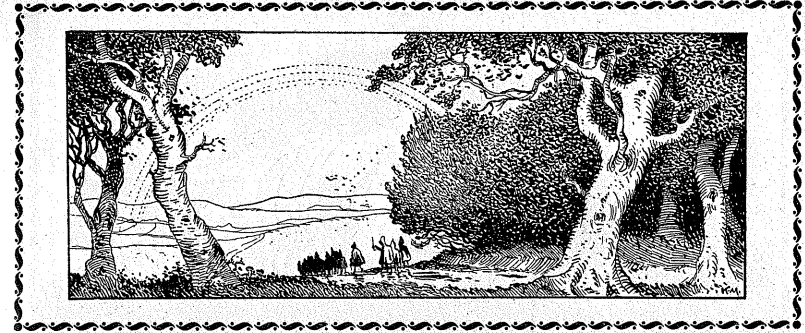


Wegräft bei den Dresdener Schülerreisen. Aufgenommen von Joh. Klein. Deutsches Wanderjahrbuch II.

Reisen: lausche auf die Töne der Gegend, lasse dein Herz mittönen in süßer Harmonie. Und zum andern möchte ich dir sagen: suche die Poesie, daß sie dir mit weicher Hand über die Augen streiche und dich sehend mache, zu schauen das Lebendige in der Natur. — Unsere Altvordern sahen die Geister der Helden auf den Wolken dahinstürmen, sahen die Felslöcher und Wurzelhöhlen voller Zwerglein, belauschten die spielenden Nixen bei Mondscheintänzen am heimlichen Weiher, im rauschenden Strome. O ihr klugen Leute von heute lächelt über den Aberglauben der Alten. Lächelt nicht! Ihr seid nicht klüger als sie, nur weil ihr in den großen Steinhäufen der Städte wohnt und der Natur den Rücken kehrtet und ihr höchstens noch mit dem Mikroskop zu Leibe geht und meint, durch derartige Vergrößerungen das Geheimnis des Lebens zu

erlauschen. Was ist in der Natur klein und groß? Du Menschlein bist selbst die Elle, mit der du mißt. — Aber nimm den Wanderstab zur Hand, gehe hinaus und schau dich recht um in der Natur! Lege dich draußen auf der Wiese im Sonnenschein auf den Bauch und betrachte das heimliche Hasten und Treiben im Grase, wie das klettert und kriecht, und dann schau dir jedes einzelne Tier-

lein an: wie hübsch, wie zweckentsprechend, wie vollkommen in seiner Art — und siehe da: die Grashalme werden zu Bäumen, von denen geerntet wird, die winzigen Lösser in der Erde werden zu Wohnungen des friedlichen Bürgers oder zu Schlupfwinkeln von Banditen, — die Wiese wächst dir empor zum Urwald, du selbst wirst ein Riese.



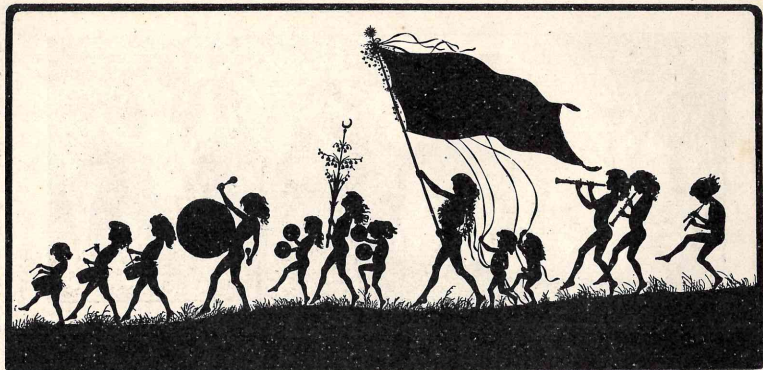
Aus Neuendorff „Hinaus in die Ferne.“

Dann gehe wieder hinaus in stiller Nacht, tritt unter den funkelnden Sternenhimmel und sieh die Sterne ihre Bahnen ziehen, — sieh dort die Sonnen kreisen, so klein wie Punkte, — laß dein Auge durchmessen Milliarden von Meilen: die Erde sinkt im Dunkel unter dir zurück, du selbst schmilzt zusammen in ein Atom, dessen Kleinheit im Verhältnis zum All du gar nicht begreifen kannst.

Wie schön ist eine Mondnacht auf einem hohen Berge! Die Eisriesen um dich her recken ihre starren Häupter zu den Sternen empor und leuchten in grünblauem Scheine wie von innen heraus. Tief drunten schlummert das Tal in schwarze Schatten gehüllt, und nur das Bellen eines Hundes, das Rauschen ferner Wasser tönt zu deiner Einsamkeit empor. — Da schwimmt eine weiße Wolke zu dir heran, eine Weile bleibt sie an den Fäden des nahen Felsens hängen; sie löst sich, schwimmt weiter, — unter deinen Füßen segelt sie dahin, wie ein Geisterschiff und dich trifft ihr kaltfeuchter Gruß. Sieh hin — sieh hin: was birgt diese Wolke? In ihr ringt es und wallt es, sie streckt sich, schlingt sich um die Kuppe des Berges. Das ist kein Schiff mehr! Ein ungeheurer Nebelwurm windet sich zu deinen Füßen. — Nun steigt er langsam empor, von unsichtbaren Händen getragen — aus den Schluchten treiben neue Wolfengepenster, weiß und rege; sie lagern sich an den Bergriesen, kriechen an ihnen hin, und du mußt deinen ganzen Mut zusammenraffen, um hinabzuschreiten in diese kaltfeuchten, lebendigen Nebel.

Und nun schreitest du durch das Tal und trittst an den mondscheinüberpülten Weiher. Das Schiff bebte unter dem Kusse des Nachtwindes, ein Flüstern und Raunen um dich her, ein Spielen von zarten, duftigen, mondscheindurchtränkten Schatten, von weißen, verschwimmenden Lichtern. Siehst du nicht die Nixen ihren Reigen schlingen? Siehst du nicht die Elfen sich schaukeln in den weißen, weitgeöffneten Wasserrosen? — Drum sage ich dir zum andern: lerne sehen! Lerne sehen das Lebendige in der Natur.

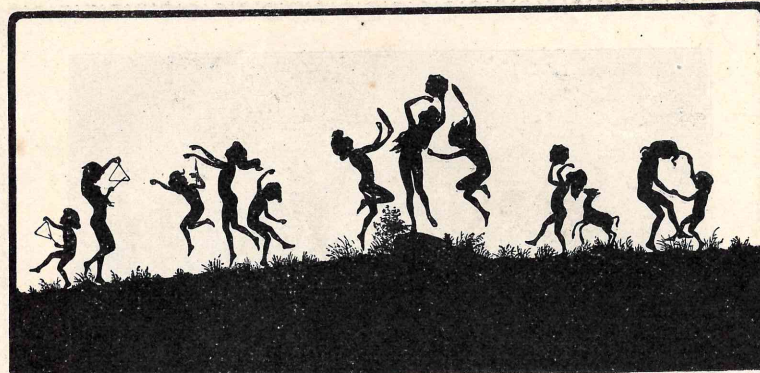
Randt, Fröhlich Wandern. 2. Aufl.



Teilbild 20 aus Diefenbachs Schattenfries.

Und nun zum dritten: Lerne mitfühlen in der Natur! Lerne mitfühlen ihre Leiden und ihre Lust. — Das Leben ist Kampf und Liebe, Kampf und Liebe in dir und da draußen. Der Baum im Kampf mit dem Sturm — die Schmetterlinge in ihren Liebespielen: Poesie, wohin du siehst! — Öffne dein Herz! Laß den Sturm hineinbrausen, laß ihn alles Gute und Schöne erwecken, was darin schlummert, laß ihn ausfegen all den zähen Haß, den Argwohn gegen die Menschen, alles Häßliche, Schlechte, das sich eingenistet hat in den grauen Stunden der Arbeit am Tische, wo dir der blaue Himmel so fern war. — Und wenn der Sturmwind deine alten, mit soviel Klugheit und Scharfsinn mühsam zurückgedrängten Jugendideale wieder emporwühlen sollte, so sei darum nicht traurig: „wenn ihr nicht werdet wie die Kinder, werdet ihr nicht in das Himmelreich kommen!“ — Dann aber, wenn sich der Sturm gelegt, laß die liebe Sonne in dein Herz hineinscheinen, daß sie es recht auswärme, daß sie alle bösen Stadtbazillen des Ärgers und Mißmuts abtöte und dein Herz rein mache, aufzunehmen die große, alles umfassende Liebe der Natur. Die Bäume sollen dir werden wie liebe Gefährten, die Tierlein um dich her zu Genossen des Glücks und der Freude, — wärmt euch doch eine Sonne, küßt euch doch ein Wind! Und nun die Menschen — ja die Menschen — mein Gott, auch sie sollst du lieben, wenn es auch schwer wird, wenn sie auch schwitzend und keuchend hinter dir herziehen und auf das schlechte Bier der schmutzigen Dorfschenke schimpfen; — auch hier sollst du lieben! — Doch wenn du irgend kannst, richte es so ein, daß du nicht an den allgemeinen Feiertagen hinausgehst und also die halbe Stadt mitnimmst. Deine eigenen Feiertage, die stillen Feiertage des Herzens, die sollst du draußen verleben! — Suche die Einsamkeit, dann wird es dir leicht sein, die Menschen zu lieben, die ferneren Menschen! Du wirst Mitleid mit denen empfinden, die in harter Arbeit in den Städten ringen, und Mitleid ist schon Liebe und macht uns so bereit, milde zu denken und zu verzeihen. Also zum dritten: mache beim Wandern dein Herz weit auf und lerne mitfühlen in der Natur.

Wenn du so reise, mit offenen Ohren, offenen Augen und offenem Herzen, wird die Poesie dich geleiten durch die Wanderungen in der Natur, und wird



Teilbild 21 aus Diefenbachs Schattenfries.

sein ein Jubel in dir und ein Sonnenschein, ein Erkennen, ein Blühen und Wachsen, und du wirst als ein anderer, als ein klügerer und besserer Mensch heimkehren und wirst wissen, wo du deinen Ärger und deine Traurigkeit künftighin abladen kannst, wo du sie eintauschen kannst gegen Frohsinn, Liebe und Sonnenschein.“

Der Trieb zum fröhlichen Wandern regt sich schon in früher Jugend, und man sollte ihn, soweit es sich mit der geistigen Ausbildung nur eben verträgt, mit aller Kraft fördern. Man muß natürlich mit der engsten Heimat beginnen, und niemand wende mir ein, daß sich manche Gegend nicht dazu eignet. Jede Landschaft hat ihre Reize.

„Heimatland,
sei es Moor und Strand
oder Fels und Sand — —
es ist daraus etwas zu gewinnen,
wenn man's nur anschaut mit rechten Sinnen.“

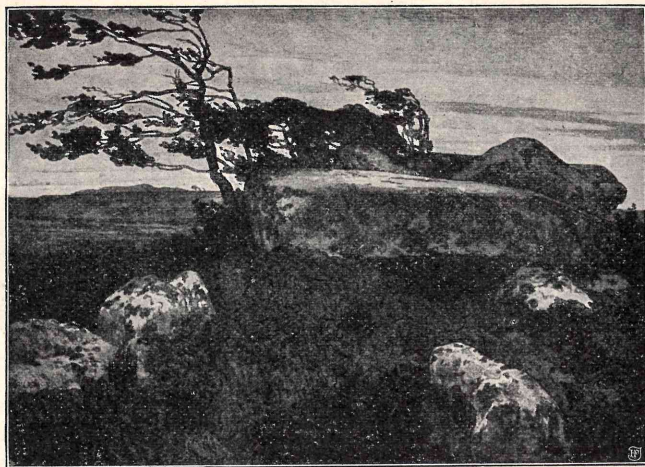
(Johannes Trojan.)

Überall in unserm Vaterlande läßt der ewig junge Frühling seinen „Harfenton“ jedes Jahr als lockenden Mahnruf zum verjüngenden Wandern nach alter und doch immer wieder neuer Weise erschallen:

„Frühling läßt sein blaues Band
wieder flattern durch die Lüfte;
süße, wohlbekannte Düste
streifen ahnungsvoll das Land.

Veilchen träumen schon,
wollen halbe kommen.
Horch! von fern ein leiser Harfenton!
Frühling, ja du bist's, dich hab ich
vernommen.“

(Eduard Mörike.)

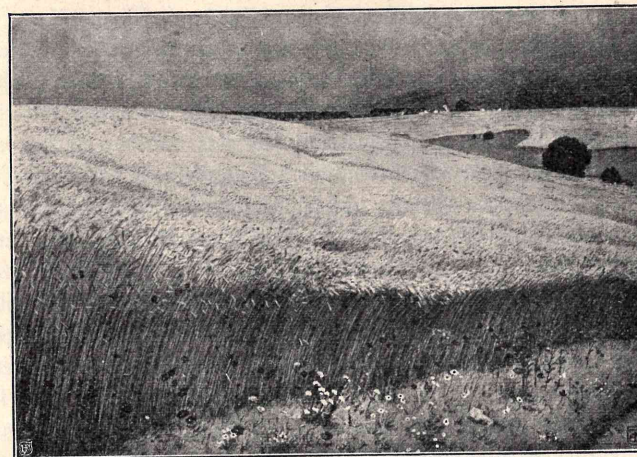


Hünengrab.

Steinzeichnung von K. Biefe.

Solgen wir doch, mögen wir alt oder jung sein, diesem lockenden Harsenton und ziehen wir in jedem Lenz, mit dem Frühling selber wieder neugeboren, fröhlich wandernd und singend durch die grün werdende Welt!

Ich bin in einer als ganz reizlos verschrieenen Gegend geboren und aufgewachsen, im sogenannten „Muffrika“ — das ist ein den meisten Lesern wohl unbekannter geographischer Begriff. Dieser Landstrich liegt an der mittleren Ems und erstreckt sich im Westen bis an die holländische Grenze. Meppen, in dessen Nähe Krupp einen großen Schießplatz eingerichtet hat, und Lingen an der Ems, mein lieber Heimatsort, sind seine beiden Städte. Der Dortmund-Ems-Kanal führt jetzt, mancherlei Segen spendend, hindurch. Weitausgedehnte Heiden und Moore wechseln dort mit magerem Sandboden und dürftigen Kieferbeständen ab. Und doch möchte ich mit Gustav Frenssen ausrufen: „Wie schön bist du — — du meine liebe Heimat!“ Ich bin meinem lieben Vater, einem echten Wandersmann, aus tiefstem Herzensgrunde dankbar, daß er uns, seine vier Söhne, schon als Knaben immer mit hinausnahm auf die täglichen Spaziergänge und größeren Wandersfahrten und uns die Reize der unendlichen Heide, die unheimliche Schönheit des unter den



Wogendes Kornfeld.

Steinzeichnung von H. von Volkmann.

Schritten bebenden Moores und den winterlichen Zauber des schneebedeckten Tannenwaldes erkennen lehrte. Wie belebten sich im Sommer die weiten Flächen, wenn sie mit den rosa schimmernden Blütenrispen der Heide (*Calluna vulgaris*) bedeckt waren, wie freuten uns die tausend und abertausend Glöckchen der schöneren Glockenheide (*Erica tetralix*), und wie wimmelte es unter und in ihnen, wenn man nur genauer hinschaute, von schimmernden, raschen Cicindelen und andern Lauffäfern, von schlängelnden Eidechsen und summenden Bienen! Wie labte sich der Blick an der Unendlichkeit der Ebene, die nur einzeln von einer Schar magerer Heidschnucken oder der einsamen Hütte eines Imkers unterbrochen wurde! Und wenn man dann an den klaren Strom der Heimat kam, wie eilte der verständig geleitete Sinn des Knaben mit den rinnenden Fluten hinab in die Marschen der Friesen und weiter hinaus über das Meer, wo Menschen anderer Art sich der Herrlichkeit der Welt und der Güte des Schöpfers erfreuten. Und wie lenkte sich gern unter den Worten des Vaters der Sinn von der Gegenwart in die Vergangenheit unsers Volkes. Hier am Ufer der Ems, wo man noch kürzlich den großen Einbaum, den zum ursprünglichsten Boot ausgehöhlten

Eichenstamm, aus dem Flußsande hervorgezogen hatte, hier war es wohl gewesen, wo der römische Feldherr Germanikus nach seiner kühnen Fahrt durch die stürmische Nordsee seine Legionen ausschiffte, um sie zur Bekämpfung seines großen Gegners Arminius in die Lande der Cheruster zu führen. Und wer mochte wohl der Häuptling gewesen sein, der unter den riesigen Steinen des Hünengraves, auf denen wir jetzt das von der Mutter sorglich mitgegebene Schwarzbrot verzehrten, seit Jahrtausenden schlummerte? War er durch die Fluten des Ozeans auf seinem Wikingerschiff vom äußersten Nord hergefahren und hatte mit seinen gewaltigen Mannen das Land, so weit es ihm gefiel, in Besitz genommen? Und hatte man ihm dann aus den riesenhaften Granitblöcken seiner Heimat, die das wandernde Eis vor andern Jahrtausenden herbeigetragen hatte, sein Grabmal dort geschichtet? Was mochte noch unter den Felsblöcken ruhen? Goldene Armspangen und Stirnreife, mit denen er sich beim Julfest geschmückt hatte? Sein langes eisernes Schwert, das der Künstler der Heimat ihm aus dem heiligen, vom Himmel gefallenen Eisen dereinst geschmiedet hatte? Oder das Knochengerüst seines Schlachtrosses, das man ihm mitgegeben hatte, damit er würdig einziehen könnte in Allvaters Reich? Wie belebte sich da die Phantasie, wie viele Vorstellungen erwachsen uns so beim fröhlichen Wandern und nachdenklichen Rasten!

„Des Lebens Tiefen, die Weiten der Welt
Die Heimat in sich verschlossen hält.“

Auch im Winter ruhten die heimatlichen Wanderungen nicht. Am heiligen Abend zogen wir nachmittags gleich nach dem frühzeitigen Mittagbrot stundenlang durch die Kiefernwälder dahin, und wenn der Schritt leise auf dem weichen Moospolster sich bewegte, wie drangen da die deutschen Märchen und Sagen mit all ihrem schimmernden Zauber in das jugendliche Herz, und wie wurden sie alle gekrönt von der Geschichte des Christkinds, das heute vor neunzehn Jahrhunderten auf die Erde vom Himmelsthron herabgekommen war, „die Gebrechen der Erde zu heilen!“ Und wenn wir dann ermattet zurückkehrten von der langen Wanderung durch die Tannenwälder der Heimat, so empfingen uns wohl die langgezogenen Horntöne, mit denen die Schafhirten der Heide dort auch heute noch das Weihnachtsfest begrüßen; die Kirchenglocken der Heimatstadt klangen darein, und unter dessen hatte das liebe Christkind einen von den Bäumen des Tannenwaldes in das Haus gebracht, hatte ihn mit leuchtenden Wachskerzen und mancher-

lei glänzendem Sierat geschmückt, und das Glück des Wanderns wurde abgelöst von der Wonne des schönsten christlichen Familienfestes.

So wanderten wir durch alle Zeiten des Jahres und empfanden so recht die Wahrheit des Schillerschen Wortes: „Uner schöpfl ich an Reiz, an immer erneuter Schönheit ist die Natur.“

In den sogenannten „großen“ vierwöchigen Sommerferien ging es dann zu einer größeren Wanderschaft hinaus „in die Berge“. Diese Berge waren freilich nicht die Alpen, das hätte unsern einfachen Verhältnissen nicht entsprochen, sondern ein an den Ausläufern des Teutoburger Waldes gelegenes Dörflein, in welchem uns ein liebes Verwandtenhaus gastlich aufnahm. Aber das bedeutete doch für uns Kinder der Tiefebene damals ungeheuer viel.

Schon der Marsch dahin! In der allerersten Morgenfrühe brachen wir auf. Der Vater fröhlich voran und wir Jungen jauchzend und singend hinterdrein.

„Durch Feld und Buchenhallen,
bald singend, bald fröhlich still,
recht lustig sei vor allen,
wer's Reizen lernen will!
Wenn's kaum im Osten glühte,
die Welt noch still und weit,

da weht recht durch's Gemüte
die schöne Blütenzeit!
Die Lerch' als Morgenbote
sich in die Lüfte schwingt,
eine frische Reizenote
durch Wald und Herz erklingt.“

(Joseph von Eichendorff.)

Bald veränderte sich die Gegend. Statt der mageren, sandigen Ländereien der Heimat die fruchtbaren wohlbestellten Äcker und saftigen Wiesen des Westfalenlandes, große, von Wohlhabenheit zeugende Bauernhäuser, einsam mitten in ihrem eigenen Eichenhain, in welchem eine Schar wohlgenährter Rüsseltiere grunzend wühlte; statt der Tannen schöne Buchenwälder und statt des kleinen Königreiches Hannover das große mächtig aufstrebende Preußenreich der Hohenzollern. Wie sinnig wußte uns der Vater im Wandern zu allen den Verschiedenheiten hinzulenken, und wie wußte der Vielgewanderte uns zu erzählen von der Herrlichkeit unsers leider noch immer zerrissenen Vaterlandes, das er durch Wandern vom Fels zum Meer sich zu seinem eigensten Eigentum gemacht hatte. Und wenn wir dann auf dem etwas über tausend Fuß hohen, höchsten Berge jener Gegend, dem Dörenberg bei Iburg, standen und die fruchtbaren Gelände, untermischt mit blühenden Dörfern und mit der uns aus der Weltgeschichte bekannten altwestfälischen Stadt im Hintergrunde, im weiten Rundblick überschauten, wie weitete sich da mit dem körperlichen Auge das geistige!



Schüler der Leipziger Öffentlichen Handelslehranstalt mit dem Verfasser in der Sächsischen Schweiz.



Freiberger Ferienwanderer in der Ferdinandsklamm.

Keiner unserer großen Männer hat es mehr verstanden, das Geschaute und Durchwanderte sich zu eigen zu machen, als unser weit gereifter Goethe, der sich aus der „freien Welt oft frische Nahrung und neues Blut sog“. In einer außerordentlich tüchtigen wissenschaftlichen Programmarbeit des Ober-gymnasiums in Baden bei Wien (1912) hat der dortige Professor und Turn-inspektor Pawel „Goethes körperliche Rüstigkeit und seine Vorliebe für Leibesübungen“ in anziehender Weise behandelt. Wir entnehmen daraus mit der gütigen Erlaubnis des Verfassers einiges über Goethe als Wanderer.

„Bei aller Neigung für das Reiten ließ Goethe dennoch seine Vorliebe für Fußwanderungen in keiner Weise verkümmern. Er, den man so oft und treffend den Wanderer nennt, Goethe selbst bedient sich dieses Ausdruckes, den seine Darmstädter Freundinnen geprägt haben, hat, wie wir von ihm selbst erfahren, anstrengende Fußmärsche schon in den jüngsten Jahren seines Lebens mit großer Lust unternommen. Insbesondere stellte er frühzeitig Wanderungen nach dem Gebirge an, das vor ihm von Kindheit auf so fern und ernsthaft gestanden hatte. Er besuchte schon als Knabe wiederholt Homburg, Kroneburg, bestieg den Feldberg und den Königstein, von wo aus ihn die weite schöne Aussicht immer mehr in die Ferne lockte. Diese halb lebenslustigen, halb künstlerischen „Streifpartien“, wie sie Goethe selbst nennt, werden auch zu Leipzig und Strazburg wiederholt unternommen.

In Leipzig vor allem gab es nachzuholen, was in Frankfurt etwa versäumt worden war. Neben der angenehmen Tischgesellschaft, neben heiterer, sonniger Jugendliebe waren es die wiederholten Ausflüge in die schöne Natur, die näheren und weiteren Wanderungen, die ihm ein neues Leben begründeten. Hier allein fühlte er sich frei. Dieses Gefühl voller Ungebundenheit in Gottes schöner Natur machte seine Brust schwellen und jubelnd schreibt er darüber an seinen Freund Riese:

„Ich lebe hier
so wie ein Vogel, der auf einem Ast
im schönsten Wald sich Freiheit atmend wiegt,
der ungestört die sanfte Lust genießt,
mit seinen Sittichen von Baum zu Baum,
von Busch zu Busch sich singend hinzuschwingen.“

In melancholischen Stimmungen suchte Goethe Zuflucht und Trost bei den in die schöne Umgebung Leipzigs unternommenen Wanderungen, wo er in stiller Einsamkeit sich wiederfindet. Er, der kurz nach seiner Ankunft in Leipzig, überwältigt von dessen prächtigen Eindrücken, an seine Freunde mit lebendigster Lebenslust sich äußert, er lebe da wie ein Vöglein auf einem grünen Aste in allen seinen Freuden, klagt bald darauf voll bitterm Leides:

„Es ist mein einziges Vergnügen,
wenn ich, entfernt von jedermann,
am Bache bei den Büschen liegen,
an meine Lieben denken kann.
Da wird mein Herz von Jammer voll,
mein Aug' wird trüber,
der Bach rauscht jetzt im Sturm vorüber,
der mir vorhin so sanft erscholl.“

Diese Vorliebe Goethes für Fußwanderungen fand während seines Straßburger Aufenthaltes wesentliche Förderung. Straßburg war auch danach, die Goethe angeborene Anhänglichkeit an die Natur bis zur förmlichen Leidenschaft zu steigern. Schon der Blick auf das unbekannte schöne Land, das er wiederholt von der Brüstung des Straßburger Münsters aus im vollen Frühlingssonnenschimmer überschaut, mit all den Wiesen und Wäldern, den schmucken aus dem Grün so lieblich schimmernden Dörfern und Meierhöfen, im Hintergrund mit den blauen Hügeln des Schwarzwaldes und den dunklen Bergkuppen der Vogesen, alles das lockte unwiderstehlich zur Wanderung in die Ferne. Die Stadt selbst war eng und winkelig, für Goethes Anschauung recht mittelmäßig. Desto mehr bot ihm ihre nächste Umgebung. Um die Mauern, zwischen denen und dem Wall die Stadt eingeeengt lag, führte eine prachtvolle alte Lindenallee. Sie bildete den Lieblingspaziergang der Stadtbewohner; hier verkehrte auch Goethe mit besonderer Vorliebe. An der Allee lagen teils Villen, teils trefflich bestellte Wirtschaften, wo man den würzigen Wein unter grünen Lauben trinken und dabei in entzückenden Aussichten schwelgen konnte. Etwas weiter schimmerten

die idyllischen Wiesengründe der Wanzenu und Ruprechtsau, auf welcher letzterer sich das stattliche Wirtshaus am Wasserzoll an der Ill befand, wohin Goethe manche Wanderung mit seinen Freunden führte. Hier befand sich auch der Hain, ein Lieblingsort Goethes, in dessen Bäume er und seine Gefährten ihre Namen eingeschnitten haben. Insbesondere waren es die Freunde Engelmann und Weyland, die ihn wiederholt auf seinen Wanderungen begleiteten und mit ihm an der schönen Natur des lothringischen Landes sich erfreuten. Von einer solchen Wanderung vernehmen wir schon im Juni 1770. Es ist uns ein Brief erhalten, den der Dichter auf dieser Reise unter dem unmittelbaren Eindruck der hier sich offenbarenden Naturschönheiten an seine Freundin Katharina Fabrizius von Saarbrück aus am 27. Juni richtet. „Die Nacht kam herbei“, schreibt da Goethe, „und wir kamen aufs lothringische Gebirge, da die Saar im lieblichen Tal unten vorbeifließt. Wie der Fluß in der Dämmerung so graulich und still floß und linker Hand die schwere Finsternis des Buchenwaldes vom Berg über mich herabhing, wie um die dunklen Felsen durchs Gebüsch die leuchtenden Vögelchen still und geheimnisvoll zogen: da ward's in meinem Herzen so still wie in der Gegend und die ganze Beschwerlichkeit des Tages war vergessen wie ein Traum.“ Es ist eines der schönsten Naturbilder, die uns in Goethes Briefen begegnen. Und kurz nach dieser Zeit schreibt er von sich, er habe sich gewöhnt, auf der Straße zu leben und wie ein Bote zwischen Gebirg und dem flachen Lande hin und her zu wandern.

Aus derselben Zeit (1772) glücklicher Wanderlust rührt auch das Gedicht „Wanderers Sturmlied“, über das er in Dichtung und Wahrheit sich äußert: „Unterwegs (auf meinen einsamen Wanderungen) sang ich mir seltsame Hymnen und Dithyramben, wovon noch eine unter dem Titel Wanderers Sturmlied übrig ist. Ich sang diesen halbunsinn leidenschaftlich vor mich hin, da mich ein schreckliches Wetter unterwegs traf, dem ich entgegengehen mußte.“ Kein Dichter hat je die Beschwerlichkeit der Fußwanderungen mit so begeisterter Seele gesungen. Sein Dichtergenius hat ihn da trotz Regenschauer und Sturm nicht verlassen, darum werde er dem Regengewölk, dem Schloßenturm mutig entgegengehen wie die Lerche da droben. An dieser Stimmung vermag weder der belästigende Sturm, noch der immer mächtiger strömende Regen irgendetwas zu ändern. Endlich, von Sturm und Wetter hart mitgenommen, ist er genötigt, in einer Hütte auf einem nahen Hügel Zuflucht zu nehmen.

„Armes Herz!
Dort auf dem Hügel,
himmlische Nacht!
Nur so viel Glut,
dort meine Hütte,
dorthin zu waten!“

Wanderungen dieser Art wurden auch in Weimar häufig unternommen. Mitten in der Nacht fällt es ihm ein, nach Kochberg, auf das Gut der Frau von Stein zu gehen, das vier Stunden von Weimar entfernt lag. Noch an demselben Morgen geht er zurück und widmet sich ohne Spur jeglicher Ermüdung seinen amtlichen Arbeiten.

Dem Drange nach freiem Leben in Gottes schöner Natur hat Goethe mit großartigem Zug in seinem Egmont, dem wahrsten Abbild körperlicher Rüstigkeit und Lebensfrische, Ausdruck verliehen. Unleidlich sei es ihm auf dem gepolsterten Stuhl gewesen, wenn in stattlicher Versammlung die Fürsten, was leicht zu entscheiden war, mit wiederkehrenden Gesprächen überlegten und zwischen düsteren Wänden eines Saales die Balken der Decken ihn erdrückten. „Da eilt ich fort, sobald es möglich war“, ruft er in wehmütvoller Erinnerung an die glückliche Zeit seiner Freiheit aus, „und rasch aufs Pferd mit tiefem Atemzuge. Und frisch hinaus, da, wo wir hingehören. Ins Feld, wo aus der Erde dampfend jede nächste Wohltat der Natur und durch die Himmel wehend alle Segen der Gestirne einhüllend uns umwittern; wo wir, dem erdgeborenen Riesen gleich, von der Berührung unserer Mutter kräftig uns in die Höhe reißen, wo wir die Menschheit ganz und menschliche Begier in allen Adern fühlen.“ Trefflicher hätte Goethe seinem ureigensten Drange nach dem Leben in freier Natur nicht Ausdruck geben können.

Erstaunliche Beispiele von Wagemut und körperlicher Rüstigkeit zeigen seine Wanderungen in die Gebirge. Bekanntlich unternahm Goethe drei Reisen nach der Schweiz, welche mit ihren vielfach recht beschwerlichen Wanderungen und Aufstiegen seine körperliche Rüstigkeit auf eine harte Probe stellten. Die erste Alpenreise trat er im Mai 1775 an zusammen mit den beiden Grafen Stolberg und dem vierten Haimonskind, Baron Haugwitz. Sie führte ihn durch den Schwarzwald über Schaffhausen und Zürich, wo er sich an der wunderbaren Landschaft mit den Berner Alpen entzückte, bis auf die Höhe des St. Gotthard, dessen Paß damals noch mit dem Zauber wildesten Romantik umgeben war. Voll von außerordentlichen Eindrücken, welche nur die gewaltigen Schönheiten der Schweizer Natur zu bieten vermögen, kehrte er gekräftigt und erfrischt an Leib und Seele nach Frankfurt zurück, ohne nach Italien, dem Lande seiner Sehnsucht, hinabzusteigen. Ehe er zum zweiten Male das Schweizer Hochgebirge aufsuchte, trat er am 29. November 1777 jene bedeutsame Winterreise durch den Harz an, die von seiner Abhärtung und seinem Wagemut ein rühmendes Zeugnis gibt. Mitten im strengsten Winter, am 10. Dezember 1777, besteigt er nach mühevoller Talwanderung den Brocken, dessen Spitze er unter großen touristischen Beschwerlichkeiten erreicht. Vor dem Aufstieg hat selbst der Förster im Torfhause, von dessen Fenstern aus Goethe die mächtigen, scharfen Granitklippen des Berges bewunderte, auf das eindringlichste gewarnt, ja, die Erreichung der Höhe des dichten Nebels wegen für ganz unmöglich erklärt. Aber alles das war nicht imstande, Goethes Wanderlust zurückzuhalten. Er unternahm trotz der abmahrenden Stimme den Aufstieg und konnte bei klarem Himmel den Gipfel erklimmen, wo er, als der Mond in seiner Pracht aufgegangen war, überwältigt von der Großartigkeit des Anblickes, auf dem Urgestein des Granits, unter sich das wogende Nebelmeer, über sich den nahen klaren Himmel mit der glänzenden Sonne in die Worte tiefster Ergriffenheit und gläubigster Demut ausdrückt: „Was ist der Mensch, daß du sein gedenkst!“

Die Winterreise in den Harz galt für Goethe als eine Art Vorbereitung für seine kühnen Wanderungen, welche er 1799 in derselben Jahreszeit zusammen mit dem Herzog August von Weimar in die entlegenen und fast noch unbekannt-

Alpenregionen der Schweiz unternahm. Die großartigen Wunder der Alpenwelt hatten sich damals noch sehr wenigen erschlossen. Einer der ersten, der auf die Großartigkeit der Gebirgsnatur des Montblancgebietes aufmerksam machte, war der bekannte Physiker Horace Benedicte de Saussure in Genf, der die Alpen zum Gegenstande seiner umfassenden Forschungen machte. Von ihm wurde auch ein Preis für die Besteigung des Montblancgipfels ausgesetzt. An diesen Gelehrten wandte sich nun Goethe, nachdem er mit seinem fürstlichen Freunde die Schön-



Pfadfinderinnen.

heiten des Berner Oberlandes genossen hatte, um Rat, ob sie wohl so spät im Winter nach Chamounix an den Fuß des Montblanc vordringen könnten. „Die Genfer Sophamenschen“, schreibt Bode in seinem köstlichen Buche über Goethes Lebenskunst: „waren arg enttäuscht, als sie von solchem Vorhaben hörten.“ In des Saussure selbst stimmte zu und das Wagnis der Wanderung wurde unternommen und lohnte sie mit den großartigsten Wundern, die sich ihren Augen darboten. Von Montemort hatten sie einen herrlichen Rundblick über die in unendlicher Ausdehnung herumliegenden Bergriesen mit ihren gewaltigen Eismeeren. Weit gefährlicher war die Fortsetzung der Wanderung durch das Rhonetal aufwärts bis zur Furca und den Gotthard hinauf. Hier bedurfte es zäher Widerstandsfähigkeit und Ausdauer, die uns schon beim Lesen mit begreiflichem Staunen erfüllt. Heutzutage, wo da alle Wege und Stege sorgfältig geebnet und